≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Kleine wahre Geschichten aus meiner Mappe.

(P. E. v. H.)

Der Glückwunsch

Quartaner sind in der Regel nicht überflüssig mit Gemüt behangen, ja sie können manchmal sehr boshaft sein. In diesem Falle waren sie aber so unschuldig wie ihre Altersgenossen von der Töchterschule. — Sie hatten ihre Pfennige zusammengeworfen, um ihrem Ordinarius zum Namenstage zu gratulieren — natürlich durch die Zeitung — das hielten sie für besonders vornehm. Die Anzeige war bestellt und mit großer Spannung sah die ganze Klasse dem Festtage entgegen. Wie würde ihr Ordinarius sich freuen über ihre Aufmerksamkeit!

Als die Zeitung erschien, lasen die Warburger folgende geschmackvolle Anzeige:

Vivat Josef!
Unserem hochverehrten Ordinarius
dem Herrn Studienrat
Josef A.
die herzlichsten Glückwünsche zum Namenstage
die dankbare Quarta des Gymnasiums.

Ob der Hund
sich wohl was merken läßt?

Man stelle sich das Gesicht des also geehrten und ausgezeichneten Ordinarius vor! — Und erst der Herr Direktor!! — Mit wuchtigen Schritten eilt der Schulgewaltige zur Redaktion, um den Fall zu untersuchen; — ein furchtbares Gericht droht den Uebeltätern. — Da stellt sich heraus, daß der harmlose, ordnungsliebende Setzer zwei Namenstagsglückwünsche so geschmackvoll gruppiert hat. Der zweite, von dem ersten nur durch einen Strich getrennte, galt dem ehrsamen Schneidermeister Josef Hund, dessen Freunde ihre egoistischen Wünsche so drastisch zum Ausdruck gebracht hatten.

Der Warburger Gymnasial-Pedell

Schade, daß so viele schöne alte Titel der Revolution zum Opfer gefallen sind! So hat heute kein Gymnasium mehr einen Pedell, sondern nur noch einen Hausmeister. Und doch wie schön war das früher, wo jedes Pennal einen originellen Pedell hatte, dem man den Ausspruch andichtete: „Ich und der Herr Direktor haben beschlossen, daß heute nachmittag Hitzefrei ist." Unser guter Stuhldreier war ein echter Pedell. Aus dem Kriege 70/71 erzählte er mit besonderem Stolze, daß einst sein General ihm auf die Schulter klopfte und fragte: „Stuhldreier, was sollen wir nun machen?"

Zeitvertreib

Den kleinen ABC-Schützen hatte die Lehrerin von der Himmelfahrt Christi erzählt. „Und dann", fuhr sie fort, „gingen die Apostel zurück nach Jerusalem, um dort die Herabkunft des hl. Geistes zu erwarten. Neun Tage mußten sie noch warten, ehe der hl. Geist kam. Was taten die Apostel wohl diese neun Tage im Saale zu Jerusalem?" — Die Kleinen zerbrechen sich die Köpfe — vergebens; — nur die kleine Hedwig hebt Finger: „Dahaben sie Karten gespielt."

Übung macht den Meister

Hugo, ein Halbsinner, der sich gern einen schmetterte, kam eines Tages ziemlich angetrunken zum Pfarrer. Dieser sagte ernst: „Hugo, Sie sind ja wieder betrunken! Wieviel Glas Bier haben Sie denn heute getrunken? — „O vielleicht 25." — „Mein Gott, da wäre ich ja tot, wenn ich soviel getrunken hätte!" — „Ja", meint Hugo treuherzig, „das können Sie auch nicht: das sind Sie nicht gewohnt! Wenn Sie das gewohnt wären, dann könnten Sie das auch!"

Der Splitter im Auge des Nächsten

Bis jetzt haben die Kleinen mit ihrem Lehrer auf „Du" gestanden; jetzt werden sie belehrt, daß man zum Herrn Lehrer „Sie" sagt. Die Umstellung ist nicht so einfach und es kommt noch mancher Irrtum vor, sodaß Hans einmal ganz entrüstet ausruft: „O Lehrer, Fritz sagt immer „Du" zu Dir!"

Der Schwerhörige

Otto Sch. der einen wohlhabenden aber etwas geizigen und sehr schwerhörigen Schwiegervater hat, wendet sich an diesen: „Vater, Du kannst mir wohl 500 Mark leihen, die Aerzte wollen mich nach Italien schicken!" — „Wie?" sagt der Alte und legt die Hand hinter das Ohr. Da ruft Otto ihm ins Ohr: „Kannst Du mir nicht 1000 Mark leihen? Die Aerzte sagen, ich müßte zum Süden." — Prompt erfolgt die Antwort: „Hast Du eben nicht 500 gesagt?"

Der Wegweiser

Der neue Gymnasialdirektor von Brilon H. hat einen tüchtigen Spaziergang in die Umgegend seiner neuen Heimat gemacht und sucht jetzt den kürzesten Heimweg. Darum wendet er sich an einen Landarbeiter: „Können Sie mir nicht sagen, wie ich nach Brilon komme? — „Wo sind Sei dann her"? — „Aus Brilon." — Da läuft dem Bäuerlein die Galle über: „Olle Misthucke [besonderer Briloner Zärtlichkeitsausdruck] Wahn Du ut Breilen bis, dann sast Du auk wol wirten, wo Du wier no Breilen kümmst!"

Das rechte Wort

In der Quinta ist ein fürchterlicher Lärm; der Herr Direktor hört es, stürmt in die Klasse und hält den kleinen Uebeltätern eine erste Standrede. Verschüchtert duckt sich die Gesellschaft und läßt das Hagelschauer über sich ergehen. Da zeigt Fritz auf: „Herr Drekter, Sie haben 'en Dükt [eine Beule] im Hut." Und der Zorn des Schulmonarchen ist verrauscht.

Unnötige Tränen

Fräulein Therese war krank und mußte das Bett hüten. Der Haushalt, den sie ihrem Onkel führte, wurde von ihrer Schwester versehen; war also in guten Händen. Aber Sorge machte ihr der liebe kleine Kanarienvogel, den sie kürzlich bekommen hatte und immer wieder mußte man ihr versichern, daß er gut gepflegt werde. Doch trotz aller Pflege starb der Vogel und um seiner Nichte den Schmerz dieses Verlustes zu ersparen, kaufte der Onkel einen Ersatzmann für „Hänschen". — Als Thereschen wieder aufstehen durfte, galt ihr erster Besuch ihrem gefiederten Freunde. „Ach Onkel." meinte sie. „der ist ja viel gelber, als er früher war." — Nein, antwortete der Onkel wahrheitsgemäß. „er ist genau so gelb, wie er immer gewesen ist." — Doch, was das Unglück will, auch dieser Hans segnet gar bald das Zeitliche. Fräulein Threschen will weinen; der Onkel tröstet sie aber; „Weinen brauchst Du nicht, denn er ist es ja gar nicht!"

Beschäftigung ist gut — aber sie darf nicht in Arbeit ausarten!

An den Toren der Städte des Schwabenländles sind Tafeln angebracht, die den Wanderer belehren über den Namen der Stadt und des Oberamts [Kreises] und dann folgt die ernste Warnung: „Betteln wird strenge bestraft. das Umschauen nach Arbeit ist verboten." — Wenn schon das Umschauen nach Arbeit verboten ist, wie wird es in Schwaben erst jenen Menschen ergehen, die wirklich arbeiten!

Schutz der Raucher

„Rauchen verboten!" Wie oft begegnet man diesem Schilde! Ja wie niedrig manche Behörden das Rauchen einschätzen, ersieht man daraus, daß sie zwei Schilder neben einander hängen: „Nicht rauchen!" — „Nicht in den Wagen spucken!" — Wehe dem armen Raucher, der einen Nichtraucher-Wagen betritt! Flieht er dann aber in ein Raucher-Abteil, dann kann er überzeugt sein, daß dieses von Frauen und Kindern überfüllt ist. Wie herzerquickend ist es da für den armen Raucher, wenn er in Stuttgart in den Raucher-Wagen der Straßenbahn das Schild liest: „Nichtraucher werden gebeten, in dem anderen Wagen Platz zu nehmen!" Dieses Schild wird der Reichsbahn zur Nachahmung empfohlen!

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 62 | 11. August 1934 | 8. Jahrgang

Glückauf!

Roman von E. Werner

(Nachdruck verboten.)

[20. Fortsetzung]

„Nein, Kurt, das ist unnötig! Ich habe gestern abend bereits noch einmal und ausführlich mit Ihrer Schwester gesprochen."

„Auch über die Abreise?"

„Auch über die Abreise!"

Der junge Offizier sah etwas enttäuscht aus, doch blieb ihm keine Zeit zu weiteren Vorschlägen, denn man hörte bereits draußen den Schritt des Barons, der gleich darauf eintrat.

Das unumgängliche nötige Beisammensein während des Frühstücks war vorüber. Die abgemessene Förmlichkeit des Barons und die stete Gegenwart der Diener hatten darüber hinweggeholfen; jetzt fuhr der Wagen auf der Terrasse vor. Die Herren nahmen ihre Mäntel um, und das Kammermädchen brachte Eugenien Hut und Schal. Am Arme ihres Mannes schritt Eugenie die Treppen hinunter, ohne eigentlich zu wissen, daß und wohin sie gingen. Wie im Traume sah sie die teppichbelegten Stufen, auf die ihr Kleid rauschte; die hohen Oleanderbäume, mit denen das Vestibül geschmückt war, die Gesichter der Diener, die sich vor der gnädigen Frau verneigten, das alles glitt undeutlich, schattenhaft vorüber — dann plötzlich berührte etwas scharf und schmerzend ihre Stirn; es war die kalte Morgenluft, in der sie zusammenschauerte, und vor sich sah sie den Wagen, der sie fortführen sollte.

Dann fühlte die junge Frau, wie eine Hand sich eiskalt in die ihrige legte, und hörte einige fremd und höflich klingende Abschiedsworte, die sie nicht verstand, aber es war doch Arturs Stimme, die sie sprach, und dabei fuhr wieder der stechende Schmerz heiß durch den dumpfen Traum — dann Hufestampfen und Räderrollen und vorwärts ging es, hinein in das Nebelgrauen, das ringsum wallte und wogte, wie damals als die Trennung beschlossen ward, oben auf der Waldhöhe in jener Frühlingsstunde.

* * *

Der Tag neigte sich zu Ende. Im Sinken brach die Sonne noch einmal rot durch das sie umgebende Gewölk und ließ Wald und Berge aufglühen in kurzer vergänglicher Pracht. Nur wenige Minuten lang, dann sank der rote Feuerball langsam am Horizont nieder und mit ihm verschwanden der Glanz und die Farben, die er einen flüchtigen Moment lang der Erde geliehen.

Artur Berkow hatte soeben das Gitter am Ausgang des Parkes geöffnet und war hinausgetreten. Er schritt über die Wiese hin und schlug die Richtung ein, die nach den Wohnungen seiner Oberbeamten führte. Der breite Wassergraben, der am oberen Ende des Parkes entlanglief, durchschnitt auch hier den Wiesengrund, aber während dort eine zierliche Brücke den Übergang bildete, mußte hier ein einfaches Brett, derb und sicher, aber so schmal, daß nur einer es passieren konnte, denselben Dienst leisten. Artur betrat es rasch, ohne zu bemerken, daß ein anderer zugleich von drüben herkam, und bereits hatte er einige Schritte getan, als er plötzlich vor Ulrich Hartmann stand, der ihn gleichfalls erst in diesem Augenblick zu erkennen schien. Der junge Chef blieb stehen, in der Voraussetzung, daß sein Untersteiger zurückgehen und ihn hinüberlassen werde, aber ob jener wirklich einen Konflikt suchte, oder ob er nur seiner eigenen trotzigen Natur gehorchte, genug, er blieb unbeweglich stehen und machte keine Miene zu weichen.

„Nun, Hartmann, wollen wir so stehenbleiben?" sagte Artur ruhig, nachdem er einige Sekunden lang vergebens gewartet. „Das Brett ist zu schmal für zwei; einer muß zurück."

„Muß ich der eine sein?" fragte Ulrich scharf.

„Ich dächte doch wohl!"

Hartmann schien eine herausfordernde Antwort auf den Lippen zu haben; aber auf einmal besann er sich. „Ja so, wir sind auf Ihrem Grund und Boden! Das hatte ich vergessen!"

Er ging zurück und ließ Berkow hinüber; als dieser jenseits des Graben war, hielt er seinen Schritt an.

„Hartmann!"

Der Angeredete, der eben im Begriff war, das Brett zu betreten, wandte sich um.

„Ich hätte Sie in diesen Tagen rufen lassen, hätte ich nicht befürchten müssen, zu Mißdeutungen Anlaß zu geben. Da wir aber einmal hier zusammentreffen — ich möchte Sie sprechen."

„Hier auf der Wiese?"

„Der Ort ist gleich; wir sind auch hier allein."

Ulrich kam langsam näher und stellte sich seinem Chef gegenüber, der an einer der Weiden lehnte, die den Rand des Grabens säumten. Auf der Wiese fingen die Abendnebel an emporzusteigen, und drüben über dem Walde, da wo die Sonne gesunken war, glühte jetzt das Abendrot auf.

Es war ein eigentümlicher Kontrast, die beiden: — die schlanke, fast zarte Gestalt des vornehm aussehenden jungen Mannes mit dem bleichen Antlitz voll stiller Ruhe, den großen ernsten Augen, aus denen jetzt jenes Leuchten geschwunden war, das sie rätselhaft anziehend machen konnte, und die riesige Figur des Arbeiters, mit dem stolz getragenen blonden Kopfe. Ulrichs flammender Blick bohrte sich mit einer Art wilder Genugtuung in die bleichen Züge seines Gegners, er ahnte, was dahinter verborgen lag. Wenn alle Welt behauptete, daß Artur Berkow fremd und kalt an seiner schönen Gemahlin vorübergehe und nie das mindeste Interesse für sie gehegt habe, Ulrich wußte, was es heißt, ein solches Wesen zu verlieren, seit jenem Morgen, wo er unter den Tannen stand und dem davonrollenden Wagen nachsah. Eine Frau, die ihren Mann liebt, verläßt ihn nicht in dem Moment, wo alles um ihn her wankt und bricht, und sie zing von ihm, ging im sicheren Schutze ihres Vaters und Bruders und ließ ihn allein zurück, allem preisgegeben. Das hatte ihn denn doch getroffen, den stolzen Berkow, der sonst nicht zu treffen war mit Haß und Drohungen, mit der Furcht vor Gewalt und Empörung, vor seinem Ruin selbst, und wenn er seine ganze Umgebung täuschte mit dieser ruhigen Stirn, den Feind konnte er damit nicht täuschen; der Schlag war bis ans Herz gegangen.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was in der letzten Zeit vorgegangen ist", begann Artur, „Sie werden ebensogut und noch besser darüber unterrichtet sein, als ich es bin. Die übrigen Werke sind Ihrem Beispiel gefolgt; wir gehen allem Anschein nach längeren Konflikten entgegen. Sind Sie Ihrer Kameraden sicher?"

Ulrich stutzte bei der letzten Frage. „Wie meinen Sie das, Herr Berkow?"

„Ich meine, ob wir hier unter uns allein fertig werden können, ohne fremde Einmischung. Auf den anderen Werken können sie es nicht. Von den Eisenhütten hat man sich bereits mit der Bitte um Hilfe nach der Stadt gewendet; Sie sind den dortigen Tumulten ja wohl nicht fremd, also werden Sie wohl am besten wissen, wie notwendig das war. Ich freilich würde nur im Fall der äußersten Notwehr zu einem solchen Mittel greifen, aber auch der Fall kann eintreten. Bauen Sie nicht auf meine Geduld oder auf meine Schwäche! So sehr ich das Äußerste zu vermeiden wünsche, der Gewalt werde ich mit Gewalt antworten."

Ulrich hatte schon bei den ersten Worten mit finsterer Überraschung aufgeblickt. Er mochte wohl etwas anderes erwartet haben als eine solche Erklärung, aber die Ruhe, mit der sie gegeben wurde, nahm ihr alles Herausfordernde und zwang auch den Gegner zur Mäßigung; es klang nur ein leiser Hohn in seiner Stimme, als er erwiderte: „Das ist mir nichts Neues. Gewalt gegen Gewalt! Ich wußte es von vornherein, daß wir eines Tages dahin kommen würden."

Artur sah ihn fest an. „Und wer trägt die Schuld, wenn wir dahin kommen, der Widerstand der Menge oder der Starrsinn eines einzigen?"

„Der Starrsinn eines einzigen! ganz recht, Herr Berkow! Sie wissen, daß es nur ein Wort kostet — und morgen arbeiten Ihre Werke wieder."

„Und Sie wissen, daß ich dieses Wort nicht sprechen kann, weil es Unmögliches einschließt. An euch ist es, jetzt nachzugeben; ich biete euch noch einmal die Hand dazu."

„Wirklich?" rief der junge Bergmann, diesmal mit ausbrechendem Hohn. „Wohl weil es jetzt überall in der ganzen Provinz losbricht und wir einen Schutz und Hinterhalt an unseren Kameraden haben?"

Berkow richtete sich mit einer raschen Bewegung empor, und jetzt flammten auch seine Augen. „Weil man euch mit den Waffen zu der Ordnung zwingen wird, die ihr mit Füßen tretet, und weil ich meinen Leuten das Schicksal ersparen möchte. Lassen Sie den Hohn, Hartmann, an den Sie selbst nicht glauben! Was auch zwischen uns geschehen ist und vielleicht noch geschehen wird, von dem Vorwurf der Feigheit, denke ich, sprechen wir uns wohl gegenseitig frei."

Artur schien den Eindruck zu fühlen, den seine Haltung hervorbrachte; er trat einen Schritt näher.

„Sehen Sie denn nicht ein, Hartmann, daß Sie sich für die Zukunft unmöglich machen mit diesem Benehmen?" fragte er ernst. „Sie glauben vielleicht, daß bei dem endlichen Ausgleich Ihre Kameraden einen Druck auf mich ausüben werden? Ich lasse mir keinen Zwang antun, mein Wort darauf; aber ich achte in Ihnen die tüchtige, wenn auch mißleitete Kraft. Geben Sie jetzt der Stimme der Vernunft Gehör, begnügen Sie sich mit der Erreichung des Möglichen — und ich biete Ihnen freiwillig das Bleiben auf den Werken und freie Bahn zum Emporsteigen. Ich weiß, was ich damit wage, wenn ich ein Element wie Sie unter meinen Arbeitern behalte; aber ich werde es wagen, wenn meinem Vertrauen das gleiche entgegenkommt."

Das Anerbieten selbst war vielleicht schon gewagt genug, einem Manne gegenüber, der gewohnt war, jede Mäßigung als Schwäche aufzufassen; aber Berkow schien sich gerade hier nicht verrechnet zu haben. Zwar antwortete Ulrich nicht; er verriet auch keine Nachgiebigkeit, aber es war schon genug, daß das Gebotene nicht sofort mit finsterem Mißtrauen zurückgestoßen wurde.

„Vertrauen freilich habe ich bisher vergebens von euch gefordert", fuhr Artur fort. „Ihr habt es mir bis auf diese Stunde verweigert. Ich bin fremd hier eingetreten. Ihr seid mir mit einer Kriegserklärung entgegengekommen, ohne auch nur zu fragen, was ich freiwillig ändern und bessern wolle; ihr habt mich als Feind empfangen und behandelt und wußtet noch nicht einmal, ob ich euer Feind sein wollte."

„Wir sind im Kriege!" sagte Ulrich kurz. „Da gilt jeder Vorteil."

Artur hob das vorhin so blasse Antlitz, das jetzt überflutet war von dem flammenden Purpur des Abendrotes, dessen Widerschein sie beide umleuchtete.

„Muß denn Krieg sein zwischen uns? Wir sollten Frieden machen, ehe sich beide Teile daran verbluten; noch können wir es, noch ist nichts geschehen, was den Riß unheilbar erweitert; in wenig Tagen ist es vielleicht zu spät."

Die Stimme des jungen Chefs hatte in all ihrer Ruhe etwas Ergreifendes, und man sah an der heftigen Bewegung in Hartmanns Zügen, daß er nicht unempfindlich dagegen blieb. Der Chef sprach zu ihm wie der Mann zum Manne, in einer Angelegenheit, von der das Wohl und Wehe beider abhängt, und er hätte wohl auch gesiegt damit, wäre er nur nicht gerade Artur Berkow gewesen. Ulrich war eine viel zu leidenschaftliche Natur, um da Gerechtigkeit üben zu können, wo er mit ganzer Seele haßte.

(Fortsetzung folgt)

Japanisches Diner

Von Hannah Asch.

Das vornehme Gasthaus, in das ich zu meinem ersten japanischen Diner geladen war, lag in einem alten Holzhause. Als ich eintrat, wurden mir die Schuhe abgenommen, und ich schlürfte im Abendkleid auf Strümpfen durch die langen Korridore, während die Japaner nur die Holzpantoffeln mit Unterbrettchen abzustreifen brauchten und auf ihren knöchelhohen Socken gingen.

Serviermädchen in dunkelfarbigen Kimonos und geblümten Obis, den prächtigen Gürtelschleifen, huschten vorüber und verschwanden in einem Baderaum. Zwei alte Japanerinnen in dunklen Kimonos empfingen uns. Sie geleiteten uns durch das weitläufig, rein japanisch ausgestattete Haus. Schiebetürchen wurden geöffnet, Mädchen knieten daneben. Wir sahen in kahle Räume, die mit hellen Reisstrohmatten, den Tatamis, belegt waren. Ein Blumenarrangement von seltenem Reiz: ein Kirschblütenzweig in alter Vase, eine verkrüppelte winzige Kiefer in drachengetragener Bronzeschale waren der einzige Schmuck. Dämmriges Licht flutete aus seidenverkleideten Laternen auf die weichen, am Boden liegenden Kissen und den niedrigen, kastenartigen Holztisch, die einzige Ausstattung des Raumes.

Wir gruppierten uns in dem für uns reservierten „Bambuszimmer" auf den Kissen. Die Japaner kreuzten schnell ihre Beine und fühlten sich bequem und zu Hause. Ich hatte mich auf einem Kissen kniend hinzuhocken und glaubte, dies ohne weiteres zu können, doch schon nach wenigen Minuten mußte ich leider feststellen, daß mir die Uebung fehlte. Ich begann von links nach rechts und von rechts nach links zu rutschen, bald dies bald jenes Bein zurecht rückend. Man amüsierte sich über mich und wollte einen stuhlartigen Sitz für mich beschaffen. Aber auch ein Stuhl wäre genau so unbequem gewesen, da der tischartige Kasten, auf dem serviert wurde, nur etwa 35 Zentimeter hoch war. Nach wenigen Uebungen handhabte ich aber die Eßstäbchen, wenn auch nicht wie ein alter Japaner, so doch geschickt genug, um die vielen seltsamen Gerichte, die aufmarschierten, mit Hilfe der Stäbchen richtig zum Munde zu bringen. Die Nesans, die Kellnerinnen, erschienen nach ihrem Bade, das sie jedesmal vor Beginn ihrer Tätigkeit bei einer neuen Tischgesellschaft nehmen, mit zahllosen, allerliebsten Schüsselchen, Schälchen und Näpfchen, knieten an den Ecken des Tisches und reichten uns die Speisen. Zuerst gab es Fischgerichte, sechs verschiedene Arten nacheinander, darunter eine japanische Delikatesse: in Würfel geschnittenes rohes Fischfleisch. Alles war puppenhaft, peinlich sauber und lieblich dargeboten. Ein kleines Schälchen enthielt eine pikante braune Sauce, in die man jeden Bissen eintauchte, bevor man ihn zum Munde führte. Präparierten Seetang gab es, salzige Backpflaumen, Bambussprossen, Reis und zahlreiche andere merkwürdige Sachen. Unsere Tischgesellschaft kam bald in eine lustige Stimmung, weil der eifrig eingeschenkte Saké, der warm servierte Reiswein, das seine tat. Nach japanischer Sitte ehrt der Gastgeber den Gast, indem er sein Sakéschälchen erst in einem neben ihm stehenden Wassernapf spült, es der Nesan zum Füllen gibt und dem Gast das gefüllte Schälchen darreicht. Der Gast trinkt es aus, taucht es in den neben ihm stehenden Wassernapf, läßt es nun seinerseits füllen und gibt es dem Gastgeber zurück. So ehrten wir uns gegenseitig fort und fort. Es waren wohl schon zwanzig Gänge serviert.

Zwischendurch wurde Tee getrunken, der mir scheußlich schmeckte. Es war eine grünliche Brühe, auf der Schaum schwamm. Der Sitte gemäß hatte ich das kleine gefüllte Teeschälchen auf die flache linke Hand zu setzen, es zweimal nach links zu drehen, den Inhalt in genau 3½ Schluck zu leeren und die Schale auf der flachen Hand wieder zweimal nach rechts zu drehen, ehe ich sie absetzte.

Das Diner zog sich sehr in die Länge, und ich mußte oft meine Lage wechseln, während die Japaner äußerst behaglich auf ihren gekreuzten Beinen saßen.

Als der sechsundzwanzigste und letzte Gang verzehrt werden sollte, war ich trotz der Winzigkeit der Portionen längst übersatt und hatte von den meisten Speisen sonderbarster Art, die ich nach ihrem säuerlichen oder gegorenen Geschmack nicht zu definieren vermochte, nur gekostet.

Der letzte Gang war für die Japaner der Höhepunkt, ihr Nationalgericht Sukiyaki. Die zwei geheimnisvollen kleinen Deckel im niedrigen Tisch wurden aufgehoben; Oefchen mit glühenden Holzkohlen wurden in die Oeffnungen gestellt. Die Nesans brachten große Tabletts mit verschiedenen Dingen, leckeren, blutroten Fleischfeinschnitten, Grünzeug, Zucker, Butter, Salz und vieles mehr, stellten Pfannen auf die Oefchen und begannen, am Tisch kniend, zu kochen und zu arbeiten. Es brodelte bald in den Pfannen. Als die Mädchen meldeten, daß das Gericht gar sei, griff jeder mit seinen Stäbchen hinein und holte sich gebratenes Fleisch und Gemüse heraus. Das Gericht mundete auch mir köstlich. Nach diesem Gang war das Diner beendet. Durch das ungewohnte Knien während der mehrstündigen Mahlzeit waren meine Beine so steif geworden, daß ich mich nur mit Mühe erheben konnte.

Die Eschenallee

Skizze von Walther Mittasch

Es liegt da ein Städtchen an der Werra. Nicht groß. Ein romanischer Dom, dessen abgeplatteten Turm die Dohlen krächzend umsegeln, lastet mit sanfter Drohung über einem gemütlichen Sammelsurium gegiebelter Häuser. Auf dem Marktplatz prunkt ein Kriegerdenkmal älterer Zeit. Ein grün angelaufener Landwehrmann schwingt eine reglose Fahne über einem Beet von Geranien. Neben ihm ein zerschossenes Kanonenrad. Sehr beliebter Ruheplatz der Marktauben.

Vom Städtchen aus zuckelt an der Werra entlang eine Eschenallee; Bäume rechts und links, weithin. Durch diese Allee wandelt alltäglich von 17 Uhr 23 bis 18 Uhr 42 das Stadtoriginal, der Rektor Kunibert Rabenau. Er hat diese Allee „gepachtet". Er kennt jeden Baum. Seit vielen Jahren. Alles muß seine Ordnung haben. Rektor Rabenau wandelt, in philosophische Gedanken und in die Rauchwolken einer Hirschhornpfeife gehüllt, vom Anfange der Allee, das heißt von dem blaugekalkten Häuschen aus, an dem die vergoldete Brezel des Herrn Bunte schaukelt, bis zum Baume Numero 76, rechts. Dort bleibt der Herr Rektor stehen, wirft einen majestätischen Rundblick über die Gegend, stellt immer wieder ärgerlich fest, daß die Werra „an dieser Stelle zu schmal sei", und geht alsdann wieder zurück.

Bei Buntes stellen sie die Uhr nach dem Herrn Rektor. Wenn er um die Ecke kommt, ist es genau 17 Uhr und 23 Minuten.

Und mit dem Baume 76 hat es eine besondere Bewandtnis. Alle übrigen Eschen sind gerade gewachsen, wie es sich gehört. Aber diese sechsundsiebenzigste ist krumm, und hat auf der Ostseite einen großen knolligen Auswuchs. Deshalb schätzt der Herr Rektor sie besonders.

Eines Tages aber, als Rektor Rabenau an die berühmte Stelle kam, da war die krumme Esche nicht da. Sie lag, vom Stadtgärtner gefällt und in Stücke geschnitten, neben dem Straßengraben. Rektor Rabenau ward starr, vergaß den majestätischen Rundblick, bekam einen nervösen Schüttelfrost ...

Er war entgleist, todunglücklich. Es war ihm unmöglich gemacht, weiterhin in der Eschenallee zu wandeln. Die Bäume 75 und 77 interessierten ihn gar nicht. Grollend verschanzte er sich in seiner Studierstube, wurde krank, mußte ins Bett. Der alte Sanitätsrat Kuhnke und die zahnlose Hüterin des Hauses, Frau Meisenstengel, steckten die Köpfe zusammen. 40 Grad Fieber! Niemals frische Luft ...

Sie verfaßten eine Eingabe an den löblichen Magistrat. Bäckermeister Bunte brach die erforderliche Lanze für die Sache. Der geplante Feldweg wurde verlegt und eine neue Esche gepflanzt. Nun konnte Rektor Rabenau wieder wandeln. Er ging abermals bis zum Baume 76 rechts. Der reckte sich, jugendfrisch und gerade. Das ärgerte den Rektor. Auch fehlte der knollige Auswuchs auf der Ostseite.

Rektor Rabenau warf den Rundblick über die Gegend. In die Majestät mischte sich eine Dosis ironischen Aergers. Die Werra war seiner Meinung nach noch immer zu schmal. Nichts kam in Ordnung

Einen Lieblingsschüler hatte Herr Rabenau; das war Schneidermeister Rankes Emil. Mit diesem pendelte der gute Rektor unter den verkümmerten Linden des Schulhofes hin und her. Die Bäume tuschelten mit den gilbenden Blättern, und die beiden Männer tuschelten ebenfalls. Sie waren gleichgroß; das eisgraue Haar des Schulmonarchen stand neben dem strohgelben Vagabundenschopf Emils. Dieser Jüngling hatte es übrigens faustdick hinter seinen abstehenden „Kopfhörern". Was die beiden Seelenfreunde getuschelt haben, das wissen eigentlich nur die Linden des Schulhofes.

Die Chronik des Städtchens an der Werra, niedergelegt im Lokalblättchen, aber verzeichnete folgende Notiz: „Ein Bubenstreich! — Wie unsere geschätzten Mitbürger und Abonnenten wissen, ist kürzlich eine neue Esche in der Werraallee gesetzt worden. Dieser Baum berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und hat unserer geliebten Heimatstadt auch Geld gekostet. Gestern nun entdeckte der Herr Chausseewärter Krause daß auf der Ostseite des Baumes ein riesiger, verrosteter Balkennagel hineingeschlagen worden ist. Der Baum wird deshalb ja nicht eingehen, aber es wird sich, wie wir von sachverständiger Seite erfahren haben, um den Nagelkopf herum und über denselbigen hinweg ein großer, knolliger Auswuchs bilden. Wir fragen: Wie ist so etwas möglich?"